



MICHAEL BOND

*Monsieur  
Pamplemousse*  
und das  
verschwundene Soufflé

*couverts*. Alle Tische waren belegt, viele von ihnen vermutlich seit Wochen, wenn nicht seit Monaten im Voraus bestellt; die *clientèle* war international. Die Kellner wechselten mit lässiger Routine zwischen Französisch, Englisch und Deutsch hin und her.

Die Zeremonie des Lüftens der silbernen Serviertellerdeckel war in vollem Gang. Kein Gericht gelangte ohne Abdeckung in den Speisesaal. Mochten noch so viele Gäste um einen Tisch sitzen, unter den Kellnern galt es als Todsünde, beim Auflegen nachzufragen, wer nun was bestellt habe, und das Aufheben aller Deckel im Unisono war eine dramatische Geste, die das gastronomische Äquivalent eines Applauses einzuheimsen nie versäumte.

Am Nachbartisch vollbrachte ein Kellner, der gerade einer Gruppe von Gästen die gesamte Speisekarte in perfektes Deutsch

übersetzt hatte, die gleiche Fleißaufgabe für eine andere Familie auf Englisch. Den Gesprächsfetzen, die Monsieur Pamplémousse bei ihrem Eintreffen aufgeschnappt hatte, war zu entnehmen gewesen, dass die Tochter eines der Internate der Gegend besuchte. Die sprachliche Ausbildung dort ließ jedoch sichtlich zu wünschen übrig.

An einem kleineren Tisch dahinter saß ganz allein ein junges Mädchen. Das blonde Haar, ihre helle Hautfarbe und die Tatsache, dass sie der Familie am Nebentisch zur Begrüßung zugewandt hatte, ließen darauf schließen, dass sie ebenfalls Engländerin war. Vermutlich auf demselben Internat wie deren Tochter. Sie konnte nicht viel älter als achtzehn oder neunzehn sein.

Er fragte sich, was sie hier tat. Sie wirkte seltsam fehl am Platze und irgendwie

unruhig, als warte sie auf jemanden, rechne aber gleichzeitig fest damit, versetzt zu werden. Er verspürte den irrationalen Impuls, zu ihr hinüberzugehen und sie zu fragen, ob er ihr irgendwie behilflich sein könne, doch er beherrschte sich, weil er befürchtete, sie werde seine Vorgehensweise falsch interpretieren – was die übrigen Gäste ganz bestimmt tun würden. Die Menschen dachten eben immer gleich das Schlimmste. Ein- oder zweimal sah er rasch auf und ertappte sie dabei, wie sie ihn anstarrte, fast im selben Moment die Augen niederschlug und errötete, was ihr gut zu Gesicht stand.

Holmes hätte schon längst alles über sie gewusst. Er hätte sich im Geiste ein komplettes Bild von ihr gemacht, aus irgendeinem Detail, das damit zu tun hatte, wie sie ihren Gürtel trug oder ihr Kleid auswählte.

»Für heute Abend ausgeliehen, mein lieber Watson. Und zwar in großer Eile. Man merkt es daran, dass es nicht ganz zu ihrem Nagellack passt.«

Widerstrebend riss er sich von der Szene los und wandte sich wieder seinem Buch zu. Die Lektüre verknüpfte das Angenehme mit dem Nützlichen und gehörte zu seinen Urlaubsvorsätzen – sie bot ihm Gelegenheit, sein Englisch zu verbessern und gleichzeitig wieder einmal mit einer seiner Lieblingsromanfiguren zusammenzutreffen.

Die Geschichten hatten denkbar wenig mit seinen eigenen Erfahrungen an der Pariser *Sûreté* zu tun, und doch lag eine gewisse Faszination in ihnen, der er sich nicht entziehen konnte. Besonders die Erzählung, die er gerade las – *Der Hund von Baskerville* – war ein gutes Beispiel. Schon auf der zweiten Seite hatte Holmes nach

kurzer Untersuchung eines Spazierstocks den Schluss gezogen, der Besitzer sei ein Landarzt, der seine Ausbildung an einem großen Londoner Krankenhaus genossen, den Assistentenposten dort jedoch bald aufgegeben hatte; auch jetzt noch sei er unter dreißig, recht leutselig, etwas zerstreut und außerdem Hundebesitzer, wobei das Tier größer als ein Terrier und kleiner als ein Mastiff sein müsse.

Beim nochmaligen Lesen der Stelle wurde Monsieur Pamplemousse an Pommes Frites erinnert. Er blickte sich um, doch die Schnauze drückte sich nicht mehr gegen die Fensterscheibe. Es bedurfte nicht des scharfsinnigen Talents eines Sherlock Holmes, um zu folgern, dass sein eigener Watson verdrossen seiner Wege gegangen war, und obgleich es nicht seine Entscheidung gewesen war, Pommes Frites von der